

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1908 Nr. 4684) viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Befehlsgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraph-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5 gepaltene Beitzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscherstraße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die große Leipziger Messe.

Leipzig ist in diesen Tagen als große Handelszentrale zu Ehren gekommen. In wenigen Stunden ist hier ein Riesengeschäft zum Abschluß gelangt, das als Wertobjekt den Umfang vieler Engros-Messen übertreffen dürfte. Ueber hundert deutsche Wahlkreise sind da verschadert worden von Leuten, die sich als Könige dieser Kreise fühlen und ihre Untertanen zur Stimmabgabe kommandieren zu können sich getrauen wie eine Viehherde. Als tausende Firma war die deutsche Reichsregierung durch ihren Allererwähnten Graf P o s a d o w s k y vertreten, dessen originelle Handels-talente sich bei der 12 000 Mk.-Affäre so glänzend bewährt haben. In seiner Begleitung erschien der große Handels-mann aus Köln am Rhein, dessen unsterbliche Verdienste um den Antrag Kardorff leider im stillen geblieben sind, Herr B a c h e m. Ihre Wallfahrt ging zu dem geheimen Reichsregenten und Reichsverweser S p a h n, dem prä-sumptiven Nachfolger des Herrn von Schönstedt, den das Auge der Vorführung zu einem neuen köstlichen Gefäß der preußischen Justiz ersehen hat. Nur müssen zuvor noch einige irdische Kleinigkeiten geregelt werden. Wir erhalten von geschätzter Seite diese Mitteilung:

Am 20. Juni fuhr Herr v. Posadowsky und Herr Bachem nach Leipzig zu Herrn Spahn, verhandelten mit ihm mehrere Stunden über die Stellung des Zentrums in den Stichwahlen, an denen Sozialdemokraten beteiligt sind. Nach der Besprechung stellte der Telegraph von Leipzig nach allen Richtungen des Reichs, insbesondere nach Süddeutschland.

Diese Nachricht ruft unwillkürlich die Erinnerung an die Situation zwischen Haupt- und Stichwahl im Jahre 1898 herauf. Auch damals hielt das Zentrum in einer Reihe von Wahlkreisen die Wage zwischen „Ordnungs-parteien“ und Sozialdemokratie. Auch damals hatte die Zentrumspartheileitung in Baden und Bayern die Stich-wahlparole der Stimmenthaltung ausgegeben. Noch in letzter Stunde wurde zwischen dem Zentralvorstand der Nationalliberalen und der Zentrumsparthei ein General-abkommen getroffen, wonach in Rheinland und in Mittel-deutschland gegenseitige Stichwahlunterstützung eintreten sollte. Der Versuch, diese Abmachung auf Süddeutschland auszudehnen, wurde damals von den dortigen Zentrums-leitungen abgelehnt.

Die Wadersche Stichwahlparole in Baden und die bayrische Wahlenthaltungsparole haben offenbar in Berlin große Aufregung hervorgerufen. Diesmal ist es nicht der Zentralvorstand der Nationalliberalen, sondern die Re-gierung selbst, die das Geschäft einleitet und mit ihrer Autorität unterstützt. Graf Posadowsky führt die Verhandlungen, wie weiland mit dem Zentralverband der Industriellen bei der Zuchtshausvorlage. Er trägt den Kauf-

preis in der Tasche, und er darf ihn hoch bemessen, wenn der Handel fertig wird.

„Der Geschäft ist richtig.“ Der Telegraph hat zwischen Leipzig und dem Süden stundenlang gespielt, und die Schwarzen werden ihre Hilfe nicht wohlfeil gelassen haben. Der Mann vom „kategorischen Imperativ der Pflicht“ hat den Kanossengang nach Leipzig angetreten, die „edlen Herren der Kirche“ haben ihm die Rechnung vorgelegt, und der Pakt ist perfekt geworden.

Aus der Katastrophe des 16. Juni flüchtet die deutsche Reichsregierung unter die schützenden Fittiche der Kirche. Der Joltarif hat das Zentrum zum Herrn der Situation gemacht; die Regierung fühlt sich als der Gefangene des Gefangenen vom Vatikan. Die Nationalliberalen sind fürder nur noch die S e l o t e n des Zentrums.

Es liegt an den Wählern, die deutsche Politik heraus-zuhauen, den Pakt zu zerreißen, um den die deutsche Zu-kunft verkauft werden soll. Die Sozialdemokratie, gegen die sich die Spitze dieser Verschörung richtet, wird aus eigener Kraft diese dunkeln Mächtschaften ver-eiteln.

Wer die ultramontane Gefahr bekämpfen, der Ver-giftung deutschen Geisteslebens wirkungsvoll vorbeugen will, der wählt am 25. Juni

nur einen sozialdemokratischen Kandidaten!

Die letzte Frage.

Leipzig, 22. Juni.

Am 16. Juni hatten die deutschen Wähler ihr Urteil über das im Deutschen Reich herrschende Regierungssystem abgegeben. Dies Urteil ist ein vernichtendes Verdikt gewesen. Es wird in keiner Weise abgeschwächt, ja, es gestaltet sich nur um so vernichtender, wenn man den kümmerlichen Trost der herrschenden Klassen gelten lassen, wenn man annehmen will, daß der gewaltige Aufschwung der Sozialdemokratie nicht der verbenden Kraft des sozialistischen Gedankens, sondern der in den weitesten Volksschichten herrschenden Un-zufriedenheit zuzuschreiben sei. Wir halten diese Annahme für unrichtig oder wenigstens für arg übertrieben, aber wenn sie stimmen sollte, so ist damit ja eben der schlagendste Beweis dafür geliefert, daß die Volksmassen desto un-bedingteres Vertrauen auf die politische Zuverlässigkeit unserer Partei setzen müssen, wenn sie ihr Programm nicht einmal billigen, aber sie gleichwohl zur Vollstreckung ihres Willens machen.

In dem Munde keiner Partei nimmt sich jener kümmer-liche Trost so feltam aus, wie im Munde der bürgerlichen Linken, die sich damit das denkbar traurigste Armutszeugnis ausstellt. Sie ist ja auch eine Oppositionspartei oder be-

steht aus kleinen Oppositionsfraktionen, die nach dem Wort-laut ihrer Programme ebenfalls dem herrschenden System sehr viel vorzuwerfen haben, während mit der Erfüllung dieser Programme halbwegs leidliche Zustände hergestellt sein würden, wenigstens für die Volksschichten, die mit dem Sozialismus nichts zu tun haben wollen. Wenn dennoch diese Volksschichten lieber für die Kandidaten der proletari-schen als für die Kandidaten der bürgerlichen Linken stimmen, so ist damit nichts anderes gesagt, als daß sie an der Ent-schlossenheit und Fähigkeit der bürgerlichen Linken, ihr eigenes Programm auszuführen, unüberwindliche Zweifel hegen. Was soll man also dazu sagen, wenn freisinnige Blätter von hohem Fieße herab erklären, „Hunderttausende und Überhunderttausende“ von Wählern hätten am 16. Juni nur deshalb für die Sozialdemokratie gestimmt, um einen energischen Protest gegen die im Deutschen Reich herrschenden Zustände zu erlassen? Diese sonderbaren Leute sind noch stolz darauf, daß sie von „hundert- und aberhunderttausend Wählern“ ein feierliches Mißtrauensvotum erhalten haben.

Parteiprogramme sind eine vortreffliche Sache, aber in der Politik sind sie erst das halbe Leben, und oft nicht einmal das. An mehr oder minder schönen Partei-programmen hat es der bürgerlichen Linken noch nie gefehlt, und doch ist sie immer weiter zurückgegangen, während die Sozialdemo-kratie immer vorwärts marschiert ist, obgleich ihr Programm zu Zeiten an Folgerichtigkeit und Klarheit zu wünschen übrig ließ. Es kommt nicht nur darauf an, was man will, sondern auch, wie man es will. Das Schicksal jeder Oppositionspartei hängt am letzten Ende davon ab, daß sie das Vertrauen der Massen zu gewinnen weiß. Jede Oppositionspartei gedeiht, wenn die Massen sich sagen können: das sind Leute, auf die man sich verlassen kann, die un-bedingt auch ausführen, was sie versprechen, die uns kein A für ein U machen, sondern die allem, was uns drückt und hundert, Hörner und Zähne zu zeigen wissen. Jede Oppo-sitionspartei aber verdorrt, wenn die Massen sich sagen müssen: ja, die Leute machen uns ja sehr schöne Ver-sprechungen, aber was hilft uns der Mantel, wenn er nicht gerollt wird? Was helfen uns alle die herrlichen Aus-sichten, wenn sie augenblicklich in die Kumpellammer wandern, sobald es darauf ankommt, sie mit Kraft und Nachdruck zu vertreten? Hieran, an der mangelnden Energie, womit sie ihr Programm vertreten hat, ist die bürgerliche Linke un-gekommen, und nichts hat ihr bei den Massen mehr ge-schadet, als der Stichwahlverrat, den sie mit so gut wie gar keiner Ausnahme an ihrer eigenen Sache zu begehen pflegte, sobald sie zwischen einem Reaktionsär und einem Sozialdemokraten zu entscheiden hatte. Der einfache, gerade, natürliche Verstand der Wählermassen sagte sich: Was hat

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Jena oder Sedan?

Roman von Franz Adam Beyerlein.

Und diese Sachen, die er da trug, das war Zeug wahrhaftig zum Erstarren! Das grüne Tuch des Rockes war abgeschabt, daß es an manchen Stellen in grauen Fäden offen lag, in den Armlöchern waren dunklere Fleckflecken eingeseht und die ehemals roten Aufschläge waren ganz verwaschen. Dazu hatte die Hose ein neues Kreuz, die Stiefel waren an den Innenseiten geflickt, vom Helm war der Saß abgesprungen, der Messing-beschlag grün und blau gelaufen, und das Drillhüchzeug war um kein Haar besser als das Tuchzeug; — nur das Seitengewehr sah blank und sauber aus.

Er musterte die Sachen mit trüblichen Blicken und schüttelte den Kopf; das hatte er sich nun freilich anders gedacht und das war wohl sicher: besonders schmutz würbe er darin nicht gerade sich ausnehmen. Er zog einen Scheffel an seinen Schrank heran und begann sich umzukleiden. Die bürgerliche Kleidung legte er mit einer Art wehmütiger Andacht ab; sie hatte gewissermaßen noch etwas von der Heimat an sich. Nun mußte sie zwei Jahre im Kasten liegen.

Weisse hockte neben ihm und stand beinahe schon als ein fertiger Soldat da. Dieser flinke Bursche fand sich in alles hinein und hatte es sofort verstanden, sich die Mütze ein wenig schief und fest aufzusetzen.

„Fein? Nicht?“ scherzte er, indem er eine heraus-

fordernde Stellung einnahm und sein Bärtchen aufwärts drehte.

Dann faltete er seine Zivilkleider sauber zusammen, packte sie in die Kiste, legte den Kragen, das Vorhemd, und einen bunten Schlips darauf und schob den Deckel mit einem lauten Klapp zu.

„Auf Wiedersehen in zwei Jahren!“ sagte er dabei.

„Dann trinke ich mir aber einen derben an!“ —

Aber schon wieder trieb die scharfe Stimme des kleineren Unteroffiziers die Refruken aus der kleinen Kiste auf; wer sich dabei fertig angekleidet hatte, mußte aber-mals auf dem Hofe antreten, und ein zweites Zurecht-rücken und Zurechtzupfen nahm seinen Anfang.

Da gab es von neuem Ausbrüche einer scheinbaren Verzweiflung bei den nachsehenden Vorgesetzten; einer der Leute sollte ein kurzes und ein langes Bein haben, ein anderer war in den Schultern schief und um einen dritten wurde gar geschrien: „Der Kerl hat ja einen Buckel!“

Die Unteroffiziere riefen es über den Hof weg den Kameraden zu: „Wir von der sechsten haben einen Buckeligen!“

Und der arme Teufel, ein breitschultriger, gedrun-gener Bursche, dem wohl eine recht schwere Arbeit den Rücken etwas gerundet hatte, stand mit ingrimmigem Gesicht dabei und ließ getrost an sich herumzerren; seinen Rücken zog er nicht ein.

„Ein Landsmann von mir, der Findeisen dort“, sagte Weisse, „ein Steinträger.“

Bogt und er kamen gut weg von dieser Beschäftigung. Ihre Sachen saßen vorschriftsmäßig.

„Gott sei's gedankt, daß man wenigstens ein paar

darunter hat, die gerade Knochen haben!“ urteilte der Unteroffizier und schickte sie auf die Stube zurück.

„Packt derweile Euer Zivilgelumpe zusammen“, rief er ihnen nach, „und macht es zum Abliefern fertig!“

Auf dem Flur blieb Bogt stehen. „Du, welches ist denn unsre Stube?“ fragte er.

„Von Nummer neune, alle neune!“ antwortete Weisse. Er riß die Tür auf und lud den Kameraden mit einer Verbeugung ein: „Immer rein, immer rein in die gute Stube!“

In diesem Augenblick wurde die gegenüberliegende Tür geöffnet und ein langer, hagerer Soldat trat auf die Schwelle.

Weisse stockte. „Je, Du?“ Wilhelm?“ brächte er stauend hervor.

Der andere sagte: „Sawohl, was ist dabei? Wußtest Du das nicht? — Tag übrigens!“

Die beiden reichten sich die Hände und hielten sie länger ineinander, als es wohl sonst üblich war.

Bogt meinte auch, sie hätten sich auf eine ganz be-sondere Art angesehen, wie wenn etwas Gemeinsames zwischen ihnen wäre. Er erkundigte sich neugierig: „Du, iver war denn das? Das war doch ein gebienter?“

Weisse antwortete: „Ach, der? Das ist 'ne frühere Bekanntschaft von mir; Wolf heißt er. — Ja, und er dient schon seit legtem Herbst.“

Er hatte plötzlich ganz ernsthaft gesprochen, aber sofort nahm er wieder seine Munterkeit an. Wolanski stand noch in der Stube; er beschaute sich fröhlich seine langen Reitstiefeln und die lederbesetzten Hosen. Weisse setzte ihm den Helm verkehrt auf, gürtete ihm den Säbel um und gab ihm die blanke Klinge in die Hand. Dann